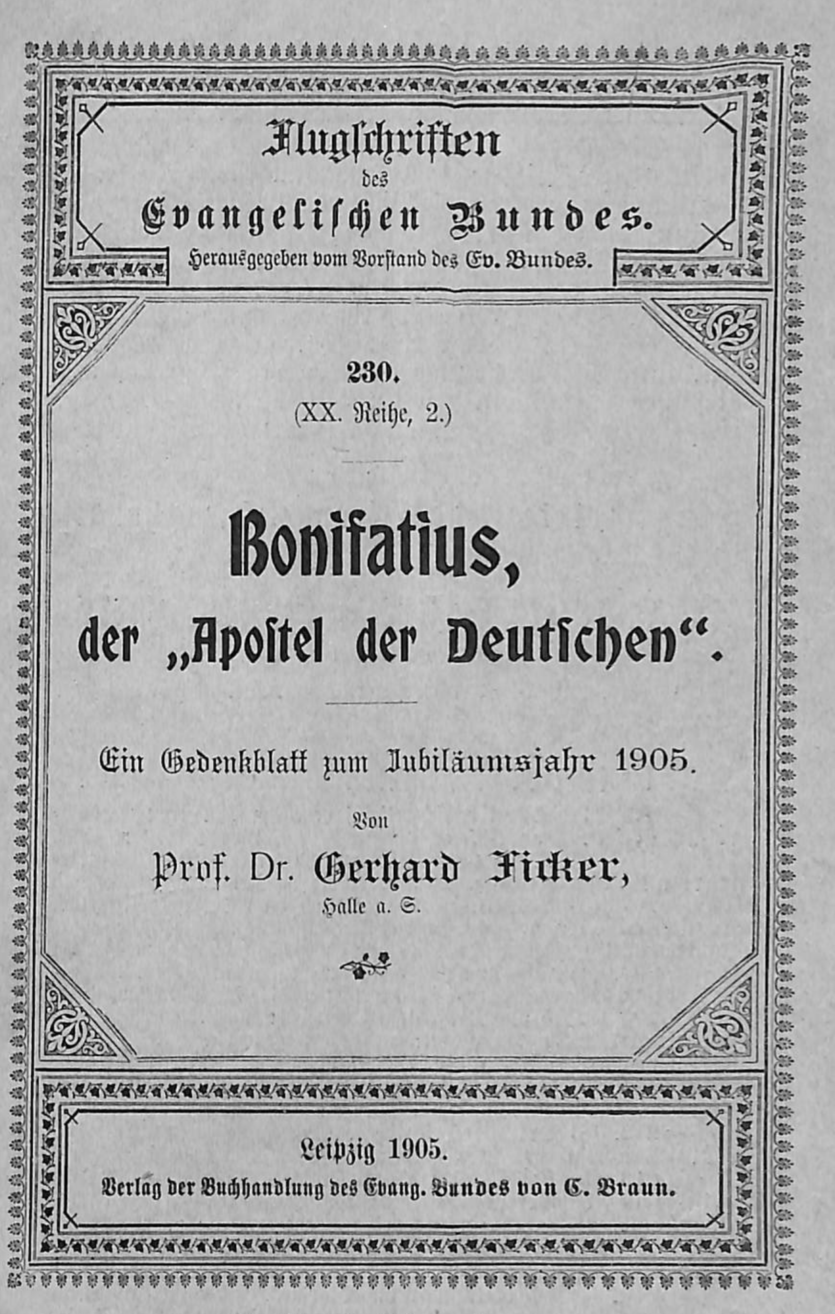


Flugschriften des Evangelischen Bundes.
Herausgegeben vom Vorstand des Ev. Bundes.

230.
(XX. Reihe, 2.)

Bonifatius, der „Apostel der Deutschen".

Ein Gedenkblatt zum Jubiläumsjahr 1905.

Von
Prof. Dr. Gerhard Ficker,
Halle a. S.

Leipzig 1905.
Verlag der Buchhandlung des Evang. Bundes von C. Braun.

Preis 50 Pfennig.

Die Redaktion überläßt die Verantwortung für alle mit Namen erscheinenden Flugschriften den Herren Verfassern.

Die Flugschriften des Evangelischen Bundes erscheinen in **Heften**; 12 Flugschriften bilden eine Reihe. Man **abonniert auf die Reihe von 12 Flugschriften** zum **Pränumerationspreise von 2 Mark** in jeder Buchhandlung oder direkt beim Verleger. **Jede** Flugschrift wird **einzeln** zu dem auf dem Umschlage angegebenen Preise verkauft. An Vereine und einzelne, welche die Hefte in größerer Zahl verbreiten wollen, liefert die Verlagshandlung bei Bestellung von mindestens 50 Exemplaren dieselben zu einem um ein Viertel ermäßigten Preise.

Von Heft 1 bis 205 der

Flugschriften des Evangelischen Bundes

ist ein nach den Verfassern geordnetes

alphabetisches Verzeichnis

(abgedruckt in Nr. 206 der Flugschriften)

erschienen, welches die Verlagshandlung gratis zur Verfügung stellt.

Inhalt der XVIII. Reihe. Heft 205—216.

205. (1) **Das kirchlich-religiöse Leben der röm. Kirche im Königreich Sachsen.** Von Pfarrer Franz Blanckmeister in Dresden. 25 Pf.
206. (2) **Was haben wir vom Reformkatholizismus zu erwarten?** Von Prediger Prof. D. Scholz in Berlin. 25 Pf.
207. (3) **Römischer Hochmut auch im Reformkatholizismus.** Kritische Bemerkungen über Erhard, Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit. 25 Pf.
208. (4) **Für das Paul Gerhardt-Denkmal in Lübben.** Ein Baustein von Walter Richter, Divisionspfarrer d. 11. Div. in Breslau. 25 Pf.
209/10. (5/6) **Die evangelische Kirche im Reichsland Elsaß-Lothringen nach Vergangenheit und Gegenwart.** Von Professor G. Anrich, Straßburg i. Elsaß. 40 Pf.
211. (7) **Das Ablaßwesen im modernen Katholizismus.** Von einem evangelischen Theologen. 20 Pf.
212. (8) **Der Große Kurfürst.** Ein Beitrag zu seinem Charakterbild. Von Pfarrer M. Büttner in Minden i. W. 20 Pf.
213. (9) **Zu Ehren des Herrn Grafen v. Wintzingerode-Bodenstein.** Ein Festwort in Anlaß seines 70. Geburtstages — 12. Juli 1903. Von Konsistorialrat D. Leuschner in Magdeburg-Buckau. 20 Pf.
214/15. (10/11) **Die jesuitische Moraltheologie.** Ein Wort zur Liguori-Debatte. Von R. Herrmann, Pfarrvikar in Oberweid. 40 Pf.
216. (12) **Berlichingen und Bismarck.** Wie ein kathol. Priester den ersten deutschen Reichskanzler zum Eideshelfer einer Geschichtslüge zu machen suchte. Von Professor Dr. Horst Kohl in Leipzig. 40 Pf.

Bonifatius, der „Apostel der Deutschen“.

„Germania nostra.“ Pius X.

„In Glutbuchstaben
Einschreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen.“
Rückert.

Man wird der geschichtlichen Bedeutung des Bonifatius nicht gerecht, wenn man ihn als „Apostel der Deutschen“ bezeichnet. Diese Bezeichnung könnte höchstens dann zu Recht bestehen, wenn er das meiste für die Bekehrung der deutschen Stämme getan hätte. Er hat aber weder zuerst den deutschen Stämmen die frohe Botschaft von der Gnade Gottes in Christo verkündigt, noch hat er jene Stämme, zu denen vor ihm das Christentum noch nicht gedrungen war, christlich gemacht. Er hat meist nur in Gebieten gearbeitet, auf denen das Christentum schon vor ihm Eingang gefunden hatte, dort allerdings das Vorhandene aufgenommen und weitergeführt; verhältnismäßig wenig hat er auf dem Gebiete der eigentlichen Mission geleistet. Auch ist er unter denen, die den Deutschen die Heilsbotschaft verkündet haben, längst nicht der Größte und Bedeutendste. Ein Mangel vor allem haftet seiner Tätigkeit unter den Deutschen an, der, auch wenn man sie ihrem Umfange nach bedeutend nennen könnte, sie ihrem Werte nach ungenügend erscheinen läßt: er nahm keine oder doch nur ganz wenig Rücksicht auf die deutsche Nationalität. Er lebte in dem Wahne, daß die in dem alten römischen Reiche dem Christentum gegebene und von der römischen Kirche peinlich festgehaltene Form die einzige Form des Christentums sei, die Gott wünsche und die darum auch allen Völkern gebracht werden müsse. Mit viel größerem Rechte als Bonifatius könnte man Ulfilas den Apostel der Deutschen

nennen. Denn dieser gewaltige Mann hat sofort der nationalen Eigentümlichkeit seiner Goten Rechnung getragen, indem er ihnen die heiligen Urkunden des Christentums in ihre Sprache übersetzte und ihnen dadurch den Anschluß an die Kultur der damaligen Welt und zugleich die Möglichkeit, eine selbständige Kultur zu erzeugen, eröffnete. Und wenn auch die politischen, sozialen und geistigen Verhältnisse unter den Goten in der Zeit nach Ulfilas es nicht zu einer eigenartigen germanischen Kultur haben kommen lassen, so ist doch seine Bibelübersetzung das bewunderungswürdigste Werk, das das vierte Jahrhundert gesehen hat. Aber weil Ulfilas nicht im Interesse Roms, sondern lediglich im Interesse seines Volkes und seines Christentums gearbeitet hat, ist sein Name unter die Ketzernamen gekommen, während des Bonifatius Name und Verdienst in überschwenglicher Weise gefeiert worden ist, weil er seine beste Kraft dafür eingesetzt hat, unter den Deutschen römisches Christentum zu verbreiten und ihren Anschluß an Rom zu ermöglichen und zu vollziehen. Es ist kein Wunder, daß darum von römisch-katholischem Standpunkte aus Bonifatius als der Apostel der Deutschen, ja als der größte Wohltäter Deutschlands erscheint.

Wir Protestanten haben das schöne Vorrecht, das Gute anerkennen zu können, wo wir es finden, und es nicht schon deswegen für schlecht zu halten, weil es unserem grimmigsten Feinde, dem römischen Papsttum, auch gut vorkommt oder weil es ihm verdankt wird. Und wir sind glücklicherweise über die Zeit hinaus, wo protestantische Gelehrte*) die im

*) Auf die Verkehrtheiten, die Katholiken gewöhnlich belieben, wenn sie auf Bonifatius zu sprechen kommen, gehe ich selbstverständlich nicht ein. Demgegenüber sind Ebrardsche Phantasiegebilde noch verständig. Doch ist es lehrreich, sich der Worte zu erinnern, die der hochwürdigste Herr Wilhelm Emmanuel, Bischof des heiligen Stuhles von Mainz, in einem Hirtenbriefe 1855 geschrieben hat: „Als ... das geistige Band zerrissen wurde, durch welches der heilige Bonifatius die deutschen Völker verbunden hatte, da war es aus mit der deutschen Einheit und Größe des deutschen Volkes. Wie das Judentum seinen Beruf auf Erden verloren hat, als es den Messias kreuzigte, so hat das deutsche Volk seinen hohen Beruf für das Reich Gottes verloren, als es die Einheit im Glauben zerriß, welche der heilige Bonifatius gegründet hatte. Seitdem hat Deutschland nur mehr dazu beigetragen, das Reich Christi auf Erden zu zerstören, um eine heidnische Weltanschauung hervorzurufen. Seitdem ist mit dem alten Glauben auch die alte Treue mehr und mehr verschwunden, und alle Schlösser und Riegel, alle Zucht-

Interesse Roms sich vollziehende Tätigkeit des Bonifatius auf das bitterste beklagten, weil sie darlegen zu können glaubten, daß durch sie hoffnungsvolle Ansätze einer nationalen Entwicklung der deutschen Kirche zerstört worden seien, und vermuteten, daß ohne sie Deutschland schon früher zu dem wahren Verständnis des Christentums gekommen und ihm jedenfalls die kirchliche Spaltung erspart geblieben wäre. Wir haben uns bemüht, auch das Mittelalter zu verstehen und die Arbeit, die es für den Fortschritt der Menschheit geleistet hat, zu würdigen. Und wer dies Bestreben hat, dem wird es nicht zweifelhaft sein, daß der von Bonifatius angebahnte und zum Teil mit Hilfe der fränkischen Fürsten durchgeführte Anschluß der Deutschen an die römische Kirche für jene Zeit segensreiche Folgen gehabt hat: denn er bedeutete nicht bloß eine straffere kirchliche Organisation, geordnetere kirchliche Verhältnisse, sondern auch eine Steigerung der kirchlichen Zucht und damit eine Verbesserung des sittlichen Lebens. Zugleich hat er die Schätze der Vergangenheit, nicht bloß die der kirchlichen, sondern — und das ist vor allem bedeutsam geworden — auch die Ueberreste der antiken Kultur den Deutschen zuführen helfen. Es war vielleicht eine harte, aber doch gute Schule, die die Deutschen der Tätigkeit des Bonifatius verdanken. Aber wenn wir auch so urteilen, so dürfen wir doch keineswegs verkennen, daß sie nur ein Uebergangsstadium sein konnte. Sollten die Deutschen zu dem wahren Verständnis des Christentums gelangen, so mußten sie über Bonifatius hinaus. Und als die Verbindung der Deutschen mit der römischen Kirche nicht mehr eine Quelle des Segens, sondern in immer steigender Weise eine Quelle des Fluchs, der religiösen Indifferenz und der Unsittlichkeit jeder Art wurde, als vor allen Dingen das wahre Verständnis des Christentums, das sie gefunden hatten, ihnen verwehrt werden sollte, da war es Zeit, daß

häuser und Zwangsanstalten, alle Kontrolen und Polizeien vermögen uns nicht das Gewissen zu ersetzen. Seitdem gehen die deutschen Herzen und die deutschen Gedanken immer weiter auseinander, und wir sind vielleicht jetzt mitten in einer Entwicklung begriffen, die das Verschwinden des deutschen Volkes als eines einigen Volkes vorbereitet und eine Mauer aufführt, die ebenso ist wie jene, die uns schon von anderen deutschen Volksstämmen trennt“ usw. Vielleicht belehren uns die deutschen Bischöfe im Jahre 1905, daß das einige Deutsche Reich nur um des Verdienstes der Katholiken willen entstanden sei und nur um ihretwillen noch bestehe.

das Band, das Bonifatius angeknüpft hatte, zerschnitten, daß der Einwirkung der römischen Kirche auf die deutsche ein Ende bereitet wurde. Eine Wiederanknüpfung dieses Bandes wird nie eintreten; aber wenn sie auch stattfände, so könnte sie uns Protestanten doch nichts geben: sie würde uns bei dem jetzigen Zustande der katholischen Kirche nur um unsere besten religiösen Güter bringen.

Ein Ueberblick über das Leben und die Arbeit des Bonifatius wird uns zeigen, daß der Haupterfolg seiner Tätigkeit die Anbahnung und Festigung der Verbindung der deutschen Christen mit dem römischen Bischof gewesen ist.*)

Winfrid — so lautet der ursprüngliche Name des Bonifatius — ist ein Sohn der angelsächsischen Kirche. Römische Sendboten hatten sie gegründet, und seit im Frühjahr 597 der römische Propst Augustinus im Auftrage des Papstes Gregor des Großen auf englischem Boden gelandet war, war hier eine Kirche entstanden, zu deren Wesen die Unterordnung unter den römischen Bischof und die genaue Beobachtung der Gebräuche und Institutionen der römischen Kirche gehörte. Man kann ermessen, welch' großen Ansehens sich hier der Apostel Petrus und der römische Bischof erfreuten. Galt doch Petrus, der vornehmste unter den Aposteln, als der Begründer des römischen Christentums, und der römische Bischof als sein Mund. Denn man war der festen Ueberzeugung, daß der Geist des Christentums, der in Petrus gelebt hatte, auch auf jeden seiner Nachfolger vollständig übergegangen, und daß darum auch die Zustände der römischen Kirche, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet hatten, die unmittelbare Schöpfung des Geistes des ursprünglichen Christentums wären. Noch ein anderes kam dazu: die an Petrus gerichteten Worte Christi: ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben, hatten sich bei den der alten Bildersprache ungewohnten Menschen zu der Vorstellung verdichtet, Petrus hätte über den Einlaß zu

*) Zu Grunde habe ich meiner Schilderung gelegt die Darstellung, die Hauck in der Kirchengeschichte Deutschlands, 1. Bd., 2. Aufl., S. 432—578 gegeben hat; selbstverständlich nicht ohne eigene Bemühungen. Die Schreiben des Bonifatius und die Schreiben an ihn sind zuletzt herausgegeben von E. Dümmler in den Monumenta Germaniae historica, Epistolarum Tomus III, Berlin 1892. Willibalds Vita des Bonifatius habe ich benutzt in der Ausgabe von A. Nürnberger (Sonderabdruck aus dem 27. Bericht der wissenschaftlichen Gesellschaft Philomathie zu Neisse, Breslau 1895).

der himmlischen Seligkeit zu befinden, wie ein Pförtner über den Einlaß zu einem Palast. Als es sich im Jahre 664 bei einer Konferenz im Kloster Strenaeshalc um die Berechtigung der Gebräuche der irischen und der römischen Kirche handelte, entschied sich der König Osuiu von Nordhumberland für die römische Praxis mit den Worten: „Und ich sage euch, da Petrus der Pförtner ist, will ich nicht widersprechen, sondern soweit ich es kann und vermag, wünsche ich allen seinen Befehlen zu gehorchen, um nicht einst bei meiner Ankunft an den Pforten des Himmelreichs die Pforten verschlossen zu finden". Wir modernen Menschen — auch viele Katholiken — können es heute kaum mehr verstehen, wie solche kindliche, um nicht zu sagen märchenhafte Vorstellungen auf die Gemüter eines gesunden Geschlechts entscheidende Gewalt erlangen konnten; aber das verstehen wir, daß infolge dieser Wirkung die Ehrfurcht vor Rom und dem römischen Bischof eine ungeheure sein mußte. Daher kommt es auch, daß unter den Angelsachsen die Sehnsucht, Rom zu sehen, am vermeintlichen Grabe des Petrus sich Vergebung der Sünden zu holen und womöglich an dieser heiligen Stätte in Ruhe die Erdenlaufbahn zu beschließen, viele, viele getrieben hat, die damals so gefahrvolle Wallfahrt nach den „Schwellen der Apostel" zu unternehmen.

Bildete die Ehrfurcht vor Rom den einen Hauptgedanken der Frömmigkeit der Angelsachsen, so die asketische Gesinnung den anderen. Es erschien als religiöse Pflicht, sich die Güter dieser Welt zu versagen, um das Himmelreich leichter und sicherer erlangen zu können. Der raffinierte Lebensgenuß der überfeinerten Kultur des alten römischen Reiches hatte als Gegenwirkung in vielen die Ueberzeugung geweckt, daß nur die Lebensführung als christlich angesehen werden könne, die möglichst auch auf alle Genüsse dieser Kultur verzichtete. Es ist nur allzuleicht begreiflich, daß zu diesen Genüssen auch der Gebrauch wirklicher Güter dieser Welt gerechnet werde, deren Verwerfung nur durch eine Verkehrung der Religion hervorgebracht werden kann. Und je größer das Gut ist, auf das verzichtet wird, um so verdienstlicher ist der Verzicht, um so heller erstrahlt die Liebe zu Christus, um dessentwillen der Verzicht erfolgt. Wie mußten solche Gedanken wirken auf ein Volk, das, in kraftvoller Entwicklung stehend, mit Enthusiasmus den Glauben an Christus anzunehmen gewillt war. Mußte es nicht das Beste, was es

hatte, freudig Christus opfern, nur um sagen zu können, es hätte seinetwegen Verzicht geleistet, da es ja gar nicht in der Lage war, die Genüsse einer überfeinerten Kultur sich zu versagen, weil es sie nicht kannte. Die größten Güter, die es hatte, waren der Zusammenschluß in der Familie und die Liebe zum Vaterlande. Aber viele glaubten, den Forderungen Christi erst dann Genüge getan zu haben, wenn sie auf die Familie verzichteten, wenn sie ihrem Vaterlande den Rücken kehrten.

Ich will nicht sagen, daß in diesen beiden Gedankenkreisen, die hier aufgezeigt worden sind, die Religion der Angelsachsen beschlossen war, — aber sie waren die Hauptsache ihrer Religion. Bonifatius ist in einer solchen religiösen Atmosphäre aufgewachsen. Geboren ist er im Königreiche Wessex als Sohn eines edeln sächsischen Grundbesitzers. Wir können den Namen seines Geburtsortes nicht, wenigstens nicht mit Sicherheit, angeben. Ebensowenig ist uns das Jahr seiner Geburt bekannt; wahrscheinlich ist, daß er kurz vor 675 geboren wurde. Es heißt, daß er wider den Willen seines Vaters, noch ein Knabe, den Entschluß gefaßt habe, ins Kloster zu gehen. Wir können nicht beurteilen, inwieweit diese Angaben seines Biographen Willibald auf Wahrheit beruhen. Willibald wollte in ihm das Muster eines Mönches schildern, und zu einem solchen Idealbild gehört immer der Widerstand des weltlich gerichteten Vaters gegen die geistlichen Pläne des Sohnes und die Zuneigung zur mönchischen Gesinnung von frühester Jugend auf. Willibald erzählt, daß Winfrid schon, als er ungefähr 4 oder 5 Jahre alt war, sich dem Dienste Gottes zu unterziehen und in starkem Geistesstreben angelegentlich nach dem Klosterleben zu trachten und dieses täglich mit allen Kräften seines Herzens zu erstreben sich bemühte. Der Vater gab infolge einer heftigen Krankheit, in die er gefallen war, seinen Widerstand auf und schickte ihn nun freiwillig in das Kloster Adescancastre (das heutige Exeter); hier erhielt er seine erste Ausbildung. Selbstverständlich war das Ziel seiner Erziehung die Vollendung der mönchischen Gesinnung und die Unterweisung in den Bildungselementen der antiken Kultur, soweit sie nach den Klöstern Englands gebracht worden waren. Galten doch die Schätze der Vergangenheit, der heidnischen sowohl, wie der christlichen, als die nicht zu überbietenden Lehrmeister der Gegenwart. Adescancastre

konnte einem wiß- und bildungsbedürftigen Jünglinge wie Winfrid nicht allzuviel bieten, und darum ging er (wie es scheint, nicht vor 701) nach dem Benediktinerkloster Nhutscelle (Nutshalling zwischen Winchester und Southampton). Hier war Wynberht Abt; er hatte sich die Bildung seines Zeitalters zu eigen gemacht und leitete das Kloster nach den Vorschriften der Ordensregel. Unter seiner Führung vollendete er seine Bildung, legte den Grund zu seiner umfassenden Kenntnis der heiligen Schriften und erwarb sich auch eine über das Gewöhnliche hinausgehende Kenntnis der Grammatik und Metrik. Sehr bald wurde er zum Lehrer bestellt, und er hat sich das Vertrauen der Schüler zu erwerben verstanden. Sein Ruf drang über die Mauern seines Klosters hinaus, und auch Frauen ließen sich von ihm unterrichten. Schon damals zeigten sich die Anfänge der Verehrung, die ihm gerade auch die Frauen entgegenbrachten. Nicht bloß seine überlegene Bildung, sondern auch seine pädagogische Weisheit und Milde erzeugten diese Erfolge. So ist es erklärlich, daß er auch als Prediger auftreten konnte und zum Priester geweiht wurde. Er besaß das Vertrauen der mönchischen Kreise so völlig, daß ihn eine unter König Ina von Wessex (vor 712) abgehaltene Synode beauftragte, mit dem Erzbischof von Canterbury Berchtwald zu verhandeln, um in einer strittigen Sache eine Entscheidung herbeizuführen. Wir wissen nicht, worum es sich bei dieser Angelegenheit gehandelt hat; aber das erfahren wir, daß Winfrid eine günstige Entscheidung erzielte, und daß er darum von nun an öfter an synodalen Verhandlungen teilzunehmen hatte.

Die Erfolge, die er erzielt hatte, haben ihn nicht veranlaßt, in England zu bleiben. Vielleicht ist gerade um ihretwillen der Entschluß in ihm zur Reise gekommen, die Heimat zu verlassen, um in der Fremde zu leben. Das vollkommene christliche Leben glaubten jene Mönche nicht anders erreichen zu können, als dadurch, daß sie um Christi willen alles verließen. So ging Winfrid im Jahre 716 nach dem Festlande, um unter den Friesen zu missionieren. Sein Abt und seine Klosterbrüder statteten ihn und seine Genossen reichlich aus; die geistige Verbindung mit dem Heimatlande wurde dadurch aufrecht erhalten, daß der Erzbischof Berchtwald und der Klerus von Canterbury mit den Scheidenden in eine Gebetsverbrüderung traten. Unter den damaligen Verhält-

nissen war aber an einen Erfolg der Missionsarbeit unter den Friesen nicht zu denken. Nach dem Tode Pippins hatte der Friesenfürst Radbod die von den Franken in Besitz genommenen Teile Frieslands wiedererlangt; mit der fränkischen Herrschaft war auch die Kirche beseitigt worden. Wie sollte ein freiheitsdurstiges Volk sich dem Christentum zuwenden, wenn es fürchten mußte, daß die Annahme des Christentums womöglich die Fremdherrschaft nach sich ziehen würde! Trotzdem Radbod die Missionare an ihrer Tätigkeit nicht hinderte, mußte Winfrid einsehen, daß er nichts ausrichten würde, und kehrte darum im Herbste 716 (oder 717) nach Nhutscelle zurück. Dort kam er gerade zurecht: der Abt war gestorben, und die Brüder wählten ihn zu seinem Nachfolger. Aber Winfrid ließ sich auch dadurch nicht halten, sondern verließ England wieder. Diesmal ging er nach Rom. Es ist wohl selbstverständlich, daß auch diese Reise im Interesse seiner Missionstätigkeit ausgeführt wurde. Wir dürfen vermuten, daß er größeren Erfolg erwartete, wenn er den Leuten, zu denen er kam, den römischen Auftrag vorwies, als wenn er in eigenem Namen missionierte. Mußte nicht die Gefahr, für einen in politischen Diensten arbeitenden Verkünder des Christentums gehalten zu werden, beseitigt erscheinen, wenn er nachweisen konnte, daß er im Dienste des römischen Bischofs stehe? Im Winter 718 langte er mit seinen Genossen in Rom an. Wenige Tage schon nach seiner Ankunft konnte er mit dem Papste Gregor II. sprechen. Er legitimierte sich vor ihm, und der Papst muß in ihm einen brauchbaren Mann erkannt haben. Wir wissen aber nicht, warum er ihn bis zum Mai 719 in Rom zu bleiben veranlaßte. Erst am 15. Mai 719 erteilte er ihm die Ermächtigung, unter den Heiden zu missionieren. In der Aufschrift zu dieser in Form eines Briefes gegebenen Legitimationsurkunde lesen wir zum ersten Male für Winfrid den Namen Bonifatius; so wird er von jetzt an genannt. Wahrscheinlich ist es, daß er den Namen in Rom erhielt; zum Zeichen, daß er jetzt in römischem Dienste stehe, erhielt er den lateinischen Namen. Dahin gehört es auch, daß er verpflichtet wurde, die Taufe nach der in Rom üblichen Form zu erteilen und nach Rom zu berichten, wenn sich herausstellen sollte, daß ihm noch irgend etwas zur Ausübung seines Amtes fehle. Rom nimmt also schon hier Bonifatius ganz in seinen Dienst und kommt gewiß damit dessen eigenen Wünschen vollständig entgegen.

Mit der Ermächtigung, unter den Heiden zu predigen, erhielt Bonifatius aber zugleich den besonderen Auftrag, unter den Thüringern tätig zu sein. Aber damit wurde die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, nämlich das Evangelium unter den Heiden zu verkündigen, verändert: denn Thüringen galt in Rom als christliches Gebiet. Der Papst hielt es sonach für richtiger, bereits bebauten Acker bestellen, als Neuland besäen zu lassen. Die thüringischen Priester und Christen scheinen den Anforderungen Roms nicht entsprochen zu haben: sie hielten sich nicht an die kanonischen Vorschriften; vielleicht dürfen wir vermuten, daß unter ihnen die Priesterehe geduldet wurde. Es fehlte auch an jeder genügenden kirchlichen Organisation. Darum trat Bonifatius hier als Reformator auf: er wollte die festen Formen des römischen Christentums an Stelle der freieren, die bisher dort bestanden, setzen. Von Erfolg hören wir nichts. Im Gegenteil läßt die Reise nach Franken, die er von Thüringen aus unternahm, schließen, daß er nur wenig erreicht hatte. Da erfuhr er, daß der Friesenfürst Radbod gestorben wäre. Sofort machte er sich wieder nach Friesland auf, und mit Willibrord, dem Apostel der Friesen, zusammen arbeitete er drei Jahre (719—22). Diesmal gestatteten es die Verhältnisse, daß der Erfolg bedeutend war. Der alternde Willibrord wünschte ihn zu seinem Nachfolger zu ordinieren. Aber Bonifatius ließ sich nicht halten, sondern ging nach Deutschland zurück. Er erinnerte sich seines päpstlichen Auftrags und ging nach Hessen. Da er sich hier auf fränkischem Gebiete befand, so wurde ihm die Arbeit leicht gemacht; er zog mit seinen Genossen von Ort zu Ort, und viele Tausende ließen sich taufen. Er gründete sein erstes Kloster in Hessen, Amöneburg. Es sollte der feste Stützpunkt für die Christianisierung und die kirchliche Organisation werden; es war gewiß gedacht als Pflanzstätte für den hessischen Klerus. Er berichtete von seinen großen Erfolgen nach Rom. Der Papst Gregor II. forderte ihn daraufhin auf, nach Rom zu kommen, wie es scheint, in der Absicht, ihm die Bischofsweihe zu geben. Bonifatius hatte auch um Auskunft über verschiedene Punkte der kirchlichen Disziplin gebeten; es erschien wohl geratener, sie ihm mündlich zu geben. Man kann mit Grund vermuten, daß Bonifatius, ehe er nach Rom ging, den fränkischen Hof besuchte, um auch mit Karl Martell zu verhandeln. Nachdem er dem Papste schriftlich sein Glaubensbekenntnis übergeben

hatte, wurde er am 30. November 722 zum Bischof geweiht. Er leistete ihm den Eid, den auch die andern Bischöfe, die der Papst weihte, zu leisten hatten. Er versprach dem seligen Petrus, dem derzeitigen Papst und seinen Nachfolgern, den katholischen Glauben zu bewahren und für den Nutzen der römischen Kirche zu arbeiten. Doch wurde die herkömmliche Formel an einem Punkte geändert: die dem Papste sonst den Eid leistenden Bischöfe hatten dem griechischen Kaiser Treue zu geloben. An die Stelle dieses Gelöbnisses trat für Bonifatius die Verpflichtung, mit Bischöfen keine Gemeinschaft zu halten, die die kanonischen Vorschriften nicht befolgten, sondern sie in ihrem Tun zu hindern, oder wenn er das nicht könnte, sie nach Rom zu melden.

Die Wichtigkeit dieses von Bonifatius geleisteten Eides springt in die Augen: seine Tätigkeit sollte in unmittelbarer Abhängigkeit von Rom stehen; wo er als Bischof auftrat, handelte er im Namen des römischen Bischofs, und nur die von diesem geduldeten Formen des Christentums sollten von ihm geduldet werden. Zugleich ist die aggressive Tendenz seiner Tätigkeit offenbar: jedermann wußte, daß die fränkischen Bischöfe und auch die keltischen Priester, die in Deutschland das Christentum verbreitet hatten, nicht danach fragten, ob ihr Christentum mit dem römischen übereinstimme oder nicht. Kam Bonifatius auf deren Gebiet, so hatte er die Verpflichtung, ihre Besonderheiten und Abweichungen zu beseitigen oder wenigstens darüber nach Rom zu berichten. Mit anderen Worten: der Papst nimmt die Leitung des Christentums bei den Deutschen in die Hand und erklärt es für sein Recht, über die Fragen nach Christentum und Kirche allein zu entscheiden.

Wenn Bonifatius diese Ansprüche des Papstes auf fränkischem Gebiete zu verwirklichen suchte, so war es unvermeidlich, daß damit dort bestehende Rechte verletzt wurden. Selbstverständlich konnte im fränkischen Reiche nur Bischof sein, wen der König anerkannte. Hier hatte der Papst für fränkisches Gebiet einen Bischof geweiht, ohne daß wir hörten, daß vorher die Genehmigung der Staatsgewalt eingeholt worden wäre. Wir wissen nicht, ob der Papst mit der Schwäche des Merowinger-Königtums gerechnet hat. Jedenfalls richtete er ein Schreiben an den Inhaber der Staatsgewalt, Karl Martell, in dem er nicht etwa um Anerkennung der bischöflichen Würde des Bonifatius nachsuchte,

sondern ihm die Weihe mitteilte und zugleich um Schutz und Unterstützung für seine Tätigkeit unter den rechtsrheinischen Völkern bat. Der Papst gab Bonifatius Schreiben mit an den Klerus, an das Volk, an einige Christen Thüringens und sogar an die Sachsen. In allen diesen Schreiben wurde er als der Bevollmächtigte Roms zur Mission und zur Reform der Kirche unter den rechtsrheinischen Völkern behandelt.

Im Frühjahr 723 verließ Bonifatius Rom und begab sich zuerst an den fränkischen Hof, zu Karl Martell. Dieser gab ihm die Erlaubnis, zu den Hessen zurückzukehren, und stellte ihm auch einen Schutzbrief aus. Wir hören nichts davon, daß Karl die römischen Ansprüche, in deren Dienst Bonifatius arbeiten sollte, zurückwies oder anerkannte; aber es zeigte sich deutlich, daß Bonifatius die Herrschaft Karls nicht ignorieren durfte.

Im Schutze Karls setzte er nun seine Tätigkeit in Hessen fort. Es gelang ihm, dem dort noch vorhandenen Heidentum mächtigen Abbruch zu tun. Er erreichte viel durch die Fällung der heiligen Thorseiche in Geismar; wir wissen nicht, welches Geismar der Ort dieses Ereignisses gewesen ist. Aus dem Holze des Baumes erbaute er, bezeichnenderweise, eine Kapelle des heiligen Petrus. Aber hier in Hessen ist er auch in Konflikt geraten mit einem Nachbarbischof, wahrscheinlich Gerold von Mainz, der das von ihm bearbeitete Gebiet für sich in Anspruch nahm. Bonifatius berichtete darüber an den Papst, und dieser teilte ihm am 4. Dezember 724 mit, daß er Karl Martell gebeten habe, jenen Bischof in Schranken zu halten. Wir wissen nicht, wie Karl diese Angelegenheit erledigt hat. Es steht nichts entgegen, den Aufbruch des Bonifatius aus Hessen damit in Zusammenhang zu bringen. Jedenfalls begab er sich ca. 725 nach Thüringen und hat hier fast ununterbrochen elf Jahre zugebracht in eifriger Tätigkeit, im Kampfe gegen die Priester, die er nach seiner Anschauung nur als falsche Priester bezeichnen konnte, im Kampfe gegen die Reste des Heidentums. Aber wenn er vieles einzureißen gezwungen war, so hat er doch mehr noch gebaut. Die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, waren nicht klein; aber er konnte ihrer Herr werden. So wurden jetzt zahlreiche Kirchen gebaut, und auch das erste Kloster in Thüringen, Ohrdruff am Nordrande des Thüringer Waldes, konnte gegründet werden. Seine Wirksamkeit wurde so bedeutend, daß er nach Rom berichtete, die

Menge der Gläubigen sei so groß, daß er allein nicht mehr den Anforderungen seines Amtes genügen könne. Gregor II. war unterdessen gestorben; der neue Papst, der ebenfalls den Namen Gregor führte, ging auf seine Pläne in betreff des deutschen Missionsgebietes ein. Er suchte sie dadurch zu fördern, daß er Bonifaz im Jahre 732 zum Erzbischof ernannte und ihm das Pallium verlieh, jene Auszeichnung der Bischöfe, die ihre enge Verbindung mit Rom andeuten sollte. Damit beginnt nun die dritte Periode in der Tätigkeit des Bonifatius, in der er von seinem erzbischöflichen Rechte Gebrauch macht, Bischöfe weiht und Bistümer gründet. Seine organisatorische Arbeit erreicht hier doch wohl den Höhepunkt. Zwar zunächst konnte er die bischöfliche Organisation noch nicht in Angriff nehmen: wir wissen nicht, ob nicht etwa Karl Martell die Genehmigung dazu noch versagte. Jedenfalls kam es jetzt noch nicht zur Gründung neuer Bistümer. Aber in einer anderen Weise sorgte er dafür, daß seine Arbeit rüstigen Fortgang erhielt: er zog aus seiner angelsächsischen Heimat neue Hilfskräfte heran, die ganz in seinem Sinne arbeiteten. Damit bekam auch die römische und mönchische Gesinnung, die er pflanzte, erneute Festigung. Die Verehrung, die diese Landsleute, Männer sowohl wie Frauen, für ihren Meister Bonifatius hatten, war die sicherste Bürgin dafür, daß er sich auf sie unbedingt verlassen konnte. Das deutsche Volk verdankt diesen Engländern sehr viel. Unter ihnen ist Lul zu nennen, der nachmals des Bonifatius Nachfolger in Mainz geworden ist; mit ihm kam Denehard. Auch Burchard, der dann Bischof von Würzburg wurde, kam. Besonders bedeutsam war es, daß auch Frauen seinem Rufe folgten. Unter ihnen ist die sympathischste Erscheinung Lioba (oder Leobgyth), eine Verwandte des Bonifatius, die zu ihm Vertrauen hatte, wie zu keinem andern Menschen. An diesen Männern und Frauen hatte Bonifatius einen festen Stamm von tüchtigen Hilfskräften. Er konnte sie verwenden, um weitere feste Punkte für die kirchliche Ausgestaltung des Landes zu gründen. In Hessen wurde jetzt das Kloster Fritzlar gegründet und Amöneburg erweitert. Im Maingebiet entstanden drei Frauenklöster: Tauberbischofsheim, Kitzingen und Ochsenfurt. Tauberbischofsheim brachte Lioba zu hoher Blüte. Auch die Frauenklöster wurden Zentren für die Ausbreitung der Kultur in unserm Vaterlande. Die Kirche in Ostfranken, Thüringen

und Hessen wuchs trefflich heran. Bonifatius ließ sich an diesen Erfolgen nicht genügen; er versuchte jetzt auch in Bayern die kirchliche Ordnung herzustellen oder zu verbessern. Doch ist wenig darüber bekannt. Einen Nutzen hat der Aufenthalt in Bayern doch gebracht: er nahm bei seinem Weggange den jungen Sturm, den Sohn eines bayrischen Adeligen, den nachmaligen Abt von Fulda, mit.

Nachdem er, soweit es ihm möglich war, seinen Auftrag erfüllt hatte, dachte er daran, seinen alten Plan, ein Prediger des Evangeliums unter den Heiden zu sein, wieder aufzunehmen. Er entschloß sich, nach Rom zu gehen, um sich von seinem bischöflichen Amt in Thüringen und Hessen entbinden zu lassen. So zog er im Sommer 738 zum dritten Male nach Rom. Fast ein ganzes Jahr ist er hier geblieben. Gregor wollte nichts davon wissen, daß Bonifatius seine organisatorische Tätigkeit aufgebe, vielmehr sollte er erst vollenden, wozu er den Grund gelegt hatte. Und für vollendet konnte er seine Tätigkeit nicht halten, wenn nicht die geplanten Bistümer nun auch wirklich gegründet wurden. Für den Papst waren diese Gründungen gewiß die Hauptsache; Bonifatius mag in der Mission seine Hauptaufgabe gesehen haben, und es wird ihn gefreut haben, daß der Papst auch seine Missionspläne billigte.

Im Frühjahr 739 verließ Bonifatius Rom; er ging zuerst nach Bayern. Hier hatten sich für ihn die Verhältnisse so gut gestaltet, daß er die bischöfliche Verfassung durchführen konnte. Das Herzogtum Bayern war von Karl Martell Odilo übertragen worden. Er versuchte gegen die fränkische Herrschaft seine Selbständigkeit zu wahren. Er wollte an der Spitze der bayrischen Kirche stehen wie der fränkische König an der Spitze der fränkischen. Zugleich mochte es ihm willkommen sein, mit dem römischen Bischof Beziehungen anzuknüpfen. Er war darum bereit, die Ordnung der bayrischen Kirche durch Bonifatius vornehmen zu lassen. Vier Bistümer wurden eingerichtet: Passau, Regensburg, Salzburg, Freising, und mit passenden Männern besetzt. Der Herzog und die Großen gaben zu den Maßnahmen des Bonifatius ihre Zustimmung. In harter Arbeit wurde dann der bayrische Klerus visitiert und von untauglichen Elementen gesäubert. Auch Synoden konnten bald abgehalten werden; neue Klöster wurden gegründet: von Bonifatius soll das Kloster Benediktbeuren geweiht worden sein. Die Reorgani-

sation der bayrischen Kirche durch den päpstlichen Legaten und ihr Anschluß an die römische Kirche waren vollendete Tatsachen.

Nicht so schnell ging es mit der Einrichtung von Bistümern in Hessen und Thüringen. Erst die politischen Verhältnisse haben wohl Karl Martell bewogen, hierzu seine Zustimmung zu geben. Weil Karl dem Papste die von ihm gegen die Langobarden erbetene Hilfe verweigern mußte, glaubte er ihm seine kirchlichen Wünsche nicht versagen zu dürfen. Denn es ist sehr wahrscheinlich, daß die Einrichtung der drei Bistümer: Büraburg für Hessen, Erfurt und Würzburg für Thüringen, noch zu Lebzeiten Karls und mit seiner Zustimmung erfolgt ist. Die Weihe der drei Bischöfe fand spätestens im Sommer 741 statt. (Die beiden Bistümer Büraburg und Erfurt sind später wieder eingegangen.) So war also auch für das, was für die äußere kirchliche Gestaltung als das Wichtigste erschien, die bischöfliche Organisation, erreicht, und Bonifatius hätte zufrieden sein können, wenn er nur diese Erfolge erzielt hätte. Aber seine Tätigkeit sollte sich noch bedeutend erweitern.

Am 22. Oktober 741 war Karl Martell gestorben; in seine Herrschaft teilten sich seine beiden Söhne Karlmann und Pippin; Karlmann erhielt Austrasien, Alamannien und Thüringen, Pippin Burgund und Neustrien. Bayern galt als selbständiges Gebiet. Die neuen Herrscher haben Bonifatius veranlaßt, die fränkische Kirche zu reformieren, und erst damit erhebt sich seine Tätigkeit zu einer weitumfassenden.

Trotzdem Karlmann sofort in kriegerische Verwickelungen geriet, zögerte er nicht, an die Verbesserung der kirchlichen Zustände in Austrasien zu gehen. Karl Martells Söhne waren kirchlicher gesinnt als ihr Vater, und ihr Verhalten gibt uns eine deutliche Vorstellung, wie unter Karls Regierung die römische und die mönchische Gesinnung sich gesteigert hatten. Karlmann forderte Bonifatius auf, in seinem Reichsteile eine Synode zu versammeln, in der bestimmten Absicht, daß „die Disziplin in der Kirche, die schon lange Zeit, länger als 60 oder 70 Jahre, unterdrückt und zerstört sei, etwas gereinigt und gefördert werden solle“. Damit, daß er sich an Bonifatius wendete, zeigte Karlmann, daß es ihm recht war, wenn die Zustände der fränkischen Kirche nach den römischen Idealen reformiert würden. Bei diesen Uebelständen der fränkischen Kirche handelte es sich wohl, wie uns

Bonifatius in seinem an den damaligen römischen Bischof Zacharias gerichteten Briefe angibt (Anfang 742), um die mangelhafte bischöfliche Organisation, um die Besetzung der Bistümer mit Laien, überhaupt um die Nutznießung des Kirchengutes durch die Laien, um die hurerischen, d. h. wohl, der Ausdrucksweise des Bonifatius entsprechend, die verheirateten Priester, mit einem Worte, um die Verstöße gegen das alte kirchliche Recht. Bonifatius bat den römischen Bischof um Instruktionen; da sie nicht sofort eintrafen, handelte er ohne sie auf der von Karlmann berufenen Synode, dem berühmten concilium Germanicum primum (21. April 742). Wir wissen nicht, an welchem Orte sie abgehalten wurde. Es waren nicht viele Bischöfe anwesend. Die Bestimmungen betreffen die Reform der fränkischen Kirche: die bischöfliche Verfassung soll streng durchgeführt werden; über den Bischöfen soll Bonifatius als Erzbischof stehen, untaugliche Elemente sollen entfernt werden, die kirchliche Ordnung soll auch in den einzelnen Gemeinden durchgeführt werden; die Reste des Heidentums sollen beseitigt werden. Namentlich richteten sich die Bestimmungen auch gegen das ungeistliche Leben der Kleriker: kein Kleriker darf mehr die Waffen tragen oder zu Felde ziehen oder auf die Jagd gehen. Fleischliche Vergehungen werden mit harten Strafen belegt. Besonders wichtig war, daß die Synode bestimmte, es solle das der Kirche entfremdete Gut ihr zurückgegeben werden. Diese Bestimmungen erhielten dadurch Rechtskraft, daß Karlmann sie als seine Verfügungen erließ. Es ist damals in Deutschland niemandem in den Sinn gekommen, diese Synode anders denn als eine fränkische Nationalsynode aufzufassen. Am wenigsten ist die Meinung berechtigt, als wäre sie eine von dem römischen Legaten berufene und geleitete Versammlung gewesen. Der maßgebende Wille war allein der Karlmanns. Nichtsdestoweniger ist auch dieses Reformkonzil für die Ausbreitung des päpstlichen Einflusses in der fränkischen Kirche bedeutsam gewesen.

Die Bestimmungen waren zu einschneidender Natur, als daß ihre Durchführung nicht hätte auf Widerstand stoßen müssen. Es ist auch erklärlich, daß die einheimischen Bischöfe sich dem Eindringling Bonifatius nicht fügen wollten. Er klagt bitter über die Schwierigkeiten, die sich seinem Reformwerk entgegenstellten. Je älter er wurde, um so mehr empfand er, wie widerwärtig die Widersetzlichkeit gegen seine

besten Absichten war. Hätte ihm nicht Karlmann immer treu zur Seite gestanden, so hätte er nichts erreicht. So ermutigten ihn auch die geringen Erfolge, die Arbeit nicht aufzugeben. Er konnte es jetzt nicht mehr vermeiden, mit Priestern, die andere Anschauungen und auch andere Gebräuche hatten als er, zu verkehren. Er hätte ja dann vollständig auf Erfolge verzichten müssen. Außerdem stellte es sich sofort heraus, daß die Bestimmungen der Synode von 742 bei dem jetzigen Bestande der austrasischen Kirche zum größten Teile undurchführbar waren. Verhältnismäßig am leichtesten gelang es, erledigte Bistümer mit passenden Männern zu besetzen. Aber völlig unmöglich erwies sich z. B. die Rückgabe des Kirchengutes an die Kirche. Diese Bestimmung mußte denn auch auf der zweiten austrasischen Synode zu Estinnes (1. März 743) abgeändert werden, nämlich dahin, daß die in Händen von Laien befindlichen Kirchengüter gegen einen an die Kirche zu entrichtenden Zins ihren Inhabern bis an ihren Tod belassen werden sollten. Dann sollten sie an die Kirche zurückfallen. Damit blieb ihr Eigentumsrecht gewahrt. Die sonstigen Beschlüsse der Synode von 742 wurden in Estinnes bestätigt und ihre Durchführung versprochen.

Während so Bonifatius als Erzbischof ohne Sitz in Austrasien tätig war, ging er auch seines Ansehens als Metropolit und als päpstlicher Legat in der bayrischen Kirche nicht verlustig. Zwar schien es eine Zeitlang, als ob er den päpstlichen Auftrag für Bayern als erledigt betrachten sollte. Mit den Selbständigkeitsbestrebungen des Herzogs Odilo war Papst Zacharias einverstanden, und es scheint, als ob er ihn auch durch die Absendung eines eigenen Legaten für Bayern hätte unterstützen wollen, die Verbindung mit der fränkischen Kirche zu lösen. Aber Pippins Sieg über Odilo ließ es zu dieser Loslösung nicht kommen. Zacharias schrieb an Bonifatius, daß er ihm die Stellung, die er bisher in der bayrischen Kirche eingenommen habe, nicht nur nicht nehme, sondern sie sogar befestige. Die politischen Vorgänge führten zur Einrichtung des Bistums Eichstätt. Der westliche Teil des Nordgaues wurde von Bayern getrennt, Eichstätt zum Bischofssitz erhoben und das Bistum Bonifatius' Schüler Willibald übergeben.

In dieser Zeit gewann Bonifatius auch Einfluß auf den westlichen Teil des Frankenreichs, den Pippin beherrschte.

Doch vollziehen sich hier die Reformen noch viel mehr unter der Wirksamkeit des Fürsten als in Austrasien. Pippin machte zwar Gebrauch von den Reformgedanken, die Bonifatius vertrat, aber er war weit davon entfernt, ihm eine leitende Stellung zu geben, geschweige daß er ihm ein festes kirchliches Amt eingeräumt hätte. Pippin nahm von den Reformplänen so viel auf, als ihm in seine politischen Absichten paßte. Es erschien ihm erwünscht, Ordnung in die bischöfliche Organisation zu bringen, und Bonifatius weihte auch die von Pippin ernannten Erzbischöfe für Rheims, Sens und Rouen (spätestens im Sommer 743), bat auch in Pippins Namen den Papst um die Pallien für die drei Erzbischöfe. Der Papst gewährte sie; aber ehe sie im fränkischen Reiche angekommen waren, hatte Pippin seine Meinung geändert und dachte nur einem von ihnen das Pallium zuzuwenden. Der Papst mußte sehen, daß in der fränkischen Kirche nur der Wille des Fürsten maßgebend sei. Die Bestimmungen, wie sie auf der Synode von Soissons (2. März 744) für die kirchliche Reform gegeben wurden, lehnen sich ganz und gar an an die austrasischen Synoden von 742 und 743. Selbstverständlich erhielten sie nur dadurch bindende Geltung, daß Pippin sie genehmigte und als maßgebend anerkannte. So war also auch dieser Teil der fränkischen Kirche den Reformen zugänglich gemacht, und es ist jetzt auch in Neustrien mit großem Eifer an der Durchführung der Reformen gearbeitet worden. Aber ebenso wie in Austrasien erwies sich die Arbeit als außerordentlich schwierig. Seit langer Zeit eingewurzelte Gebräuche und Anschauungen kann man nicht mit einem Male aus der Welt schaffen und durch neue ersetzen, besonders nicht, wenn sie auf religiöser Grundlage ruhen. Es erhob sich Widerstand im Adel, im Klerus, im Volk. Es gab viele unwürdige Priester, Priester ohne jede theologische Bildung, ohne jedes kirchliche Interesse, ohne jedes Gefühl für die Würde ihrer Stellung. An manchen Priestern, die untauglich waren, hingen ihre Gemeinden und widersetzten sich ihrer Entfernung. Wie war es möglich, überall nach dem strengen Buchstaben der kirchlichen Bestimmungen zu handeln, zumal wenn ein passender Ersatz für die unwürdigen Priester nicht vorhanden war. Bonifatius ist Zeit seines Lebens nicht im mindesten geneigt gewesen, Kompromisse zu schließen zwischen den Anforderungen, die er stellen zu können glaubte,

und den wirklichen Verhältnissen. Hier hat er lernen können, daß man oft in der Welt das kleinere Uebel dulden muß, um das größere zu verhüten. Und doch ist trotz allem damals Großes geschaffen worden. Indem die Fürsten Karlmann und Pippin die Reform ihrer Kirchen in die Hand nahmen und, soweit es ihnen gut erschien, dazu Bonifatius als ihr Werkzeug gebrauchten, legten sie den Grund für die Erhebung der fränkischen Kirche, wie sie unter Karl dem Großen eingetreten ist. Sie arbeiteten nicht im Interesse Roms und auch nicht unter direkter Beteiligung Roms. Das haben sie freilich nicht hindern können, daß ihre Arbeit dem Ansehen des römischen Bischofs in der fränkischen Kirche zugute gekommen ist, zumal doch das hervorragendste Werkzeug der Fürsten bei ihren Reformen, Bonifatius, römischer Legat war.

Wie bedeutend die Schwierigkeiten waren, mit denen Bonifatius zu kämpfen hatte, sieht man sehr deutlich an den beiden Irrlehrern, die er uns mit Namen nennt: Aldebert und Clemens. Während jener in Neustrien auftrat, hatte dieser sein Wirkungsgebiet in Austrasien. Der eigenartigere von beiden ist Aldebert; er hielt sich für inspiriert und bezeichnete sich als den heiligen und seligen Knecht Gottes, den berühmten und herrlichen, nach der Erwählung Gottes geborenen, heiligen Bischof Aldebert. Er rühmte sich, daß er mit Gott in unmittelbarer Verbindung stehe und im Besitz von Reliquien wäre, die eine wunderbare und unerhörte Heiligkeit hätten. Auch einen Brief Christi gab er vor zu besitzen; dieser sei zu Jerusalem auf die Erde gefallen. Mußten schon diese Besitztümer auf das in Wundersucht erzogene Volk wirken, so war ihm noch die Gabe der zündenden Rede eigen, durch die er seine Zuhörer hinriß. Dazu kam, daß er sich auch in Gegensatz zu herrschenden kirchlichen Anschauungen setzte: er liebte die alten, den Aposteln und Märtyrern geweihten Kirchen nicht, sondern stellte überall Kreuze auf und baute kleine Kapellen. Von der Beichte wollte er nichts wissen; er sagte zu denen, die beichten wollten, daß er ihre Sünden schon kenne, und sie seien schon vergeben. Merkwürdigerweise erklärte er sich auch gegen die Wallfahrten zu den Schwellen der Apostel in Rom. Es ist unbestreitbar, daß Aldebert eine religiöse Natur war. Mag sich auch manches Verschrobene in seinen Anschauungen finden, so liegt dies doch in dem kirchlichen Christentum der damaligen Zeit be-

gründet. Und erklärte er sich gegen kirchliche Anschauungen, so freuen wir uns darüber, daß er den Mut hatte, eigene Ansichten zu vertreten in einer Zeit, in der die Unterordnung unter veraltete kirchliche und religiöse Formen geradezu in ein System gebracht wurde.

Tritt uns Aldebert als ein Mann des Volkes entgegen, so ist Clemens mehr gelehrter Natur. Er war ein keltischer Priester mit bischöflicher Weihe, aber ohne festbegrenzten Sprengel. Er bestritt prinzipiell den Priesterzölibat; er lebte offen in der Ehe und war Vater von zwei Söhnen. Man könne auch so ein christlicher Bischof sein. Auch verwarf er das kanonische Verbot der Ehe mit der Frau des verstorbenen Bruders; das sei gegen das Alte Testament. Er hatte auch seine eigenen Gedanken über die göttliche Vorherbestimmung und Gnadenwahl; behauptete auch, daß alle, welche in der Hölle gebunden waren, Gläubige wie Ungläubige, Juden wie Heiden, durch Christus bei seiner Höllenfahrt erlöst und in das Himmelreich geführt worden seien. Er wagte es sogar, an den gefeierten Heroen der christlichen Vergangenheit, Augustin und Hieronymus, Kritik zu üben. Auch Clemens scheute sich nicht, wie Aldebert, eigene Gedanken zu haben, sie zu vertreten und an ihnen festzuhalten.

Bonifatius, der seiner ganzen Natur nach es für das Höchste hielt, die eigene Meinung einer fremden unterzuordnen, konnte in ihnen nur die ärgsten Ketzer sehen. Wie man an den geheiligten Autoritäten der Vergangenheit oder Gegenwart rütteln konnte, war ihm unfaßbar; um so nachdrücklicher mußte er die Ketzer bekämpfen. Schon vor dem Sommer 743 hat er sie verdammt; sie wurden (durch die weltliche Gewalt) gefangen gesetzt; aber sie entkamen; ihre Anhänger ließen nicht von ihnen. Bonifatius schuf sich nur Feinde, wenn er gegen sie vorging. Um so nötiger erschien es ihm, daß sie in feierlicher Weise von einer Synode verurteilt wurden.

Fand Bonifatius hier unter dem Volke Opposition gegen seine Handlungsweise, so waren auch die Bischöfe der alten Art nicht geneigt, um seinetwillen ihre Anschauungen von Recht und Gerechtigkeit fahren zu lassen. Bezeichnend dafür ist die Bluttat des Bischofs Gewilip von Mainz. Ein Sachse hatte einst seinen Vater ermordet. Als er den Mörder erkundet hatte, erschlug er ihn mit eigener Hand. Das tat ein christlicher Bischof. Bonifatius hätte den ganzen Erfolg

seiner Tätigkeit als vernichtet betrachten können, wenn er die Tat hätte ungerächt hingehen lassen. Er veranlaßte Karlmann und Pippin im Jahre 745, eine Gesamtsynode der fränkischen Kirche zu veranstalten. Hier wurde der kriegerische Bischof abgesetzt. Auch die beiden Irrlehrer wurden verurteilt; sie sollten im Kloster gefangen gehalten werden. Dazu traf die Synode noch Bestimmungen, die überaus wichtig hätten sein können: man traf Anstalten, die Reorganisation der austrasischen Kirche zu vollenden, indem man Köln zum Erzbistum erhob und Bonifatius, der bis dahin ohne festen Sitz war, diesen Sitz übergab. Aber die Bestimmungen der Synode konnten nicht durchgeführt werden. Bischof Gewilip fügte sich ihrem Urteile nicht, er appellierte an den römischen Bischof. Die beiden Irrlehrer entkamen aus ihrer Haft und setzten ihre frühere Tätigkeit fort. Bonifatius bat jetzt selber den Papst, über sie zu urteilen und von Karlmann und Pippin ihre Einschließung zu fordern. Der Papst hielt im Jahre 745 eine römische Synode ab und erfüllte seine Wünsche; aber es wurde ihnen von seiten der Fürsten kein Gehör gegeben. Ueber den Ausgang der beiden Irrlehrer erfahren wir nichts. Aber auch die Ueberweisung des Bistums Köln an Bonifatius und seine Erhebung zum austrasischen Erzbistum fand nicht statt; wir können nicht angeben, aus welchen Gründen die Durchführung der Kölner Pläne unterblieb. Da ihnen der Papst seine Zustimmung gegeben hatte, können wir nur vermuten, daß die politische Lage die Durchführung verhinderte. Allerdings erhielt jetzt Bonifatius einen festen Sitz: es wurde ihm das Bistum Mainz übertragen; aber Mainz wurde nicht zur Metropole der austrasischen Kirche erhoben. Bonifatius blieb zwar Erzbischof und päpstlicher Legat; aber er war Erzbischof nur dem Titel nach. Die feste Begründung der Metropolitanverfassung in Austrasien, die doch die organisatorische Tätigkeit des Bonifatius erst zur Vollendung geführt hätte, erwies sich als unmöglich. Und wie in Austrasien, so ist auch in dem Reiche Pippins nichts für die Errichtung des Metropolitanverbandes getan worden. Es ist wohl sicher, daß die Fürsten von einem über den Bischöfen stehenden Amte eher eine Schädigung, als eine Förderung ihrer Regierungsgewalt erwarteten. Und darum mußte die Sache unterbleiben. Es scheint, als ob die persönliche Autorität des Bonifatius im Rückgange begriffen war; man war nicht geneigt, zu

ihren Gunsten sachliche Gründe zurücktreten zu lassen. Er mußte es jetzt sogar erleben, daß Urteile, die er als päpstlicher Legat für die bayrische Kirche gefällt hatte, vom Papste und vom bayrischen Herzoge als unrichtig zurückgewiesen wurden. Doch hat er noch auf der letzten Synode, die er hielt, sehen können, daß seine Lebensarbeit nicht ohne Erfolg geblieben war.

Im Frühjahre 747 hielt er eine Synode, zu der Bischöfe aus beiden Hälften des Reiches erschienen waren. Wir wissen nicht, an welchem Orte sie abgehalten wurde. Sie bekannte sich zu den Reformgedanken, die Bonifatius immer vertreten hatte, seit seine Tätigkeit die ganze fränkische Kirche umfaßte; und er konnte daran erkennen, daß sie hier niemals wieder vergessen werden würden. Aber noch erfreulicher mochte für ihn sein, daß die versammelten Bischöfe einstimmig erklärten: sie wollten bis an ihr Lebensende den katholischen Glauben und die Einheit und die Unterwerfung unter die römische Kirche bewahren; sie wollten dem heiligen Petrus und seinem Stellvertreter unterworfen sein und in allem die Befehle des heiligen Petrus in der den kanonischen Vorschriften entsprechenden Weise befolgen, damit sie unter die ihm anvertrauten Schafe gerechnet werden könnten. Man sieht, wie der von Bonifatius vertretene Gedanke, daß die kirchlichen Anstalten nur im Anschlusse an Rom blühen könnten, Eindruck gemacht und Aufnahme gefunden hatte. Als er aus seiner angelsächsischen Heimat auf den festländischen Boden kam, gab es gewiß nur sehr wenige, die diesen Gedanken mit Ueberzeugung vertraten; als er ein Menschenalter hier gewirkt hatte, war er, wenigstens im fränkischen Klerus, eine Macht geworden. Die Ausgestaltung des Christentums, wie sie die angelsächsische Kirche vollzogen hatte, war nach dem Festlande übertragen worden.

Mit dem Jahre 747 schließt die umfassende Tätigkeit des Bonifatius. Die Schwierigkeiten, die ihm in der Durchführung seiner Pläne bereitet wurden, verminderten sich nicht, und je älter er wurde, um so tiefer empfand er ihre Gewalt. Es scheint auch, als ob die Fürsten, da sie selber das Reformwerk in die Hand genommen hatten, mehr und mehr seiner Mithilfe entbehren zu können glaubten; sie wollten gewiß auch nicht ihr unter nationalen Gesichtspunkten sich vollziehendes Reformwerk sich beeinträchtigen lassen durch eine auswärtige Macht, deren Vertreter

Bonifatius als päpstlicher Legat war. Daher kommt es auch, daß Bonifatius gänzlich unbeteiligt war an den großen politischen Ereignissen, die sich nach dem Jahre 747 vollzogen. Karlmann verzichtete 747 auf die Herrschaft und ging ins Kloster. Als Pippin den letzten Merowingerkönig entthronte und selber den Thron bestieg, geschah dies ohne irgend welche Mitwirkung des Bonifatius. Er hatte wohl sich als Werkzeug der politischen Macht gebrauchen lassen, aber nichts lag ihm ferner als selber politisch tätig zu sein. Es ist nicht einmal sicher, ob er dem neuen König die Salbung erteilte. Und doch hätte Pippin vielleicht nicht daran gedacht, sich die Besitznahme des Thrones durch den römischen Bischof sanktionieren zu lassen, wenn Bonifatius' Tätigkeit nicht vorausgegangen wäre.

Jetzt ging er auf in der Sorge für sein Bistum Mainz. Gewiß gab es auch damals in den kirchlichen Zuständen vieles, was ihm das Herz schwer machte, aber auch vieles, was ihn erfreuen konnte. Namentlich beglückte ihn das fröhliche Gedeihen des Klosters Fulda, das 744 gegründet worden war. Ihm wandte er besondere Fürsorge zu. Er suchte seine Lieblingsstiftung gegen äußere Feinde dadurch zu sichern, daß er sie unmittelbar unter die Jurisdiktion des römischen Stuhles stellte. Papst Zacharias wie König Pippin haben ihm seinen Wunsch erfüllt. Ebenso wurde ihm ein anderer Wunsch erfüllt: der Papst erlaubte es ihm, seinen Schüler Lul zum Chorbischof zu weihen, und Pippin übertrug diesem die Nachfolge im Bistum Mainz. Als ihn nun nichts mehr an sein Amt band, glaubte er, zu den Idealen seiner Jugend zurückkehren zu sollen. Er wollte wieder ein Prediger des Evangeliums unter den Heiden sein. Gewiß trieb ihn dazu auch der Gedanke, daß es ihm doch beschieden sein könne, um Christi willen den Tod zu erleiden und so sein Christo geweihtes Leben mit dem Zeugentode für ihn zu beschließen. Als er für den beabsichtigten Missionszug die Bücherkiste füllen ließ, sagte er zu Lul: „Lege auch das Linnen dazu, in das man meinen altersschwachen Leib hüllen wird". Mit Zustimmung Pippins zog er im Frühjahre 754 nach Friesland. Er missionierte an der Ostküste des Zuidersees auf fränkischem Gebiete; er hatte, wie uns berichtet wird, großen Erfolg. Den folgenden Winter brachte er in Deutschland zu und ging im Frühjahr 755 wieder nach Friesland. Am Flüßchen Borne ist er am 5. Juni 755

von den Heiden erschlagen worden. Er hatte die Neubekehrten dorthin zur Firmung berufen. Sein Leichnam wurde zuerst nach Utrecht, dann nach Mainz gebracht; schließlich wurde er, wie es Bonifatius gewünscht hatte, in Fulda beigesetzt.

Sein Tod hat etwas Versöhnendes. In der Kraft seines Mannesalters hatte er einst den heimatlichen Boden verlassen, um unter den Heiden die frohe Botschaft von der Gnade Gottes in Christo zu verkündigen. Die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, wurde ihm bald verrückt von Männern, die seine Fähigkeiten wohl besser als er selber zu beurteilen verstanden; er wurde zum kirchlichen Organisator. Großes hat er auch da erreicht. An seiner, ihm von seiner Heimatkirche auf den Lebensweg mitgegebenen Ueberzeugung, daß nur ein Christentum Berechtigung habe, das sich in die römischen Formen kleide, hielt er unverrückbar fest, und immer war sie ihm der Richtpunkt seiner Arbeit. Und doch wird man urteilen dürfen, daß ihm die Verschiebung seiner Aufgabe Kummer bereitete. Gewiß hat er ohne Widerstreben die neue Aufgabe ergriffen, aber ohne Zweifel brannte ihm immer der Wunsch in der Seele, nach ihrer Erledigung seinen eigensten Plan wieder aufzunehmen. Es ist ihm beschieden gewesen — das Liebste, was dem Menschen zu teil werden kann —, im Dienste seiner Idee zu sterben.

Versuchen wir es, uns mit ein paar Worten ein Bild seiner Persönlichkeit zu machen. Es wird niemand leugnen können, daß seine Arbeitsamkeit und sein peinliches Pflichtgefühl die höchste Bewunderung verdienen. In einer Zeit, wo andere Menschen ihre Lebensarbeit niederlegen, erhielt die seine erst die weiteste Ausdehnung. Er war mindestens 65 Jahre alt, als ihm die Reform der fränkischen Kirche übertragen wurde. Trotzdem er sich schwach fühlte, er krank wurde, seine Augen sich mehr und mehr trübten, war er unermüdlich tätig. Es ist selbstverständlich, daß er in der Kraft seiner Mannesjahre niemals Müdigkeit empfand. Er eilte von Ort zu Ort, machte die weitesten, zum Teil gefahrvollsten Reisen, um die ihm übertragene Aufgabe zu erfüllen. Dabei war er peinlich gewissenhaft. Den Eid, den er dem römischen Bischof geleistet hatte, suchte er unter allen Umständen dem Buchstaben nach zu halten. Er hatte versprochen, nur die Formen des römischen Christentums gelten zu lassen. Es schien ihm mitunter, als ob einzelne Formen doch unvernünftig wären; nichtsdestoweniger opferte er

seine Einsicht dem römischen Verstande. Es trat dies besonders zutage in der Frage nach den Verwandtschaftsgraden, bei denen die Ehe nach dem altkirchlichen Rechte verboten war. Er konnte nicht einsehen, daß geistliche Verwandtschaft ein Ehehindernis sein solle. In seiner Tätigkeit traten Fragen an ihn heran, auf die er in dem kirchlichen Rechte keine Antwort finden konnte. Er berichtete darüber nach Rom. Man hat den Eindruck, daß der Papst in seiner Antwort sich fast belustigt über die Aengstlichkeit seines Legaten äußert. Aber so war Bonifatius: er fühlte sich nur dann stark, wenn er von jemand gedeckt wurde, der die Verantwortlichkeit auf sich nahm; da ihm der Papst als unbedingte Autorität galt, so suchte er auch in Kleinigkeiten ihn verantwortlich zu machen. Das hinderte ihn nicht, ein oder das andere Mal auch dem Papste offen zu sagen, was ihm am römischen Hofe nicht gefiel. Er macht ihm Vorhaltungen über die heidnischen Gebräuche, die am 1. Januar auch noch in Rom üblich waren. Der Papst versichert ihm darauf, daß auch er sie verabscheue.

Doch nicht nur diese philiströse Unselbständigkeit haben wir an ihm zu tadeln; es tritt auch schon bei ihm die mit dem römischen Christentum unlösbar verbundene Intoleranz hervor. In seinem Eide hatte er versprochen, mit Priestern nicht zu verkehren, die mit ihm nicht eines Sinnes wären. Je mehr sich seine Tätigkeit erweiterte, um so weniger konnte er sich ihnen entziehen, um so weniger konnte er alle aus ihrer kirchlichen Stellung vertreiben. Namentlich waren ihm die Priester ein Greuel, die geschlechtliche Bedürfnisse hatten. Wir haben kein Recht anzunehmen, daß alle Priester, die Bonifatius hurerisch nennt, auch unzüchtig waren. Aber in jener Zeit erschienen auch rechtmäßig verheiratete Priester, wie jener Irrlehrer Clemens, als unkeusch. Bonifatius konnte es nicht fassen, daß die mönchische Gesinnung, die ihm gewissermaßen naturgemäß war, manchem Priester eine unerträgliche Last auferlegte. Er mochte denken, daß das reine und liebenswürdige Verhältnis, das ihn mit einigen Frauen verband, auch für alle erreichbar wäre. Wir haben Briefe von ihm an Frauen, Briefe von Frauen an ihn. Sie gehören zu den anziehendsten Denkmälern, die uns das achte Jahrhundert hinterlassen hat. Wir können uns ein deutliches Bild machen von der Innigkeit und Lauterkeit dieses Verkehrs. Das unbedingte Vertrauen der Frauen zu ihm erwidert er in der zartesten Weise. Beide Teile waren überzeugt, daß die Grenze, die ihnen ihre asketische Gesinnung gezogen hatte, niemals überschritten werden könnte; um so weiter konnten sich die Herzen gegeneinander öffnen. An seinem Verhältnis zu den Frauen haftet nicht der leiseste Tadel. Aber er in seiner doch mehr kühlen, als warmen Natur ahnte wohl nicht einmal, welche Unsummen von Gefahren in solchem Verkehr beschlossen sein mochten. Seine Stellung zu den beweibten Priestern zeigt uns am deutlichsten, wie dürftig das Christentum war, das er verkündigte. Aber er teilte diese Vorstellungen mit vielen, ja mit den Besten seiner Zeit. Es ist selbstverständlich, daß seinem Christentum nicht bloß dieser Mangel anhaftet. Ein anderer Mangel tritt ebenso deutlich hervor. Er liebte sein Vaterland mit der ganzen Wärme, deren er fähig war. Er blieb immer in Verbindung mit den heimischen Freunden; Gebetsbruderschaften, in die er eingetreten war, hielten das Bewußtsein rege, daß das geistige Band, das ihn mit der Heimat verknüpfte, nicht abgerissen werden könnte. Das letzte Wort, das er sprach, war ein Wort seiner Muttersprache. Gleichwohl glaubte er um Christi willen die Heimat verlassen zu müssen; er trug schwer daran; er bezeichnete sich als den nach Deutschland Verbannten. Er merkte wohl nicht, daß er denen, unter denen er wirkte, ein Christentum beibrachte, das die Liebe zum Vaterland zurücktreten ließ hinter die Liebe zu einer internationalen Gemeinschaft. Er hat damit den Grund gelegt zu der zwiespältigen Stimmung, die auch heute noch Tausende von Deutschen erfüllt. Es ist auch heute noch ein ungelöstes Problem, wie der Katholik die Liebe zum Vaterland vereinigen kann mit der Liebe, die die römische Kirche von ihm für sich fordert. Darüber freilich hat Bonifatius nicht nachgedacht; er sah nicht, zu welchen Konsequenzen seine Anschauungen führen mußten. Er nahm das Christentum hin, wie die kirchliche Autorität es ihm bot; an keinem Punkte erhebt er sich über das vulgäre Christentum seiner Zeit. Die Ehrfurcht vor den Reliquien der Heiligen — dieser widerwärtigste Ausdruck der Hochschätzung der kirchlichen Vergangenheit — war ihm ebenso eigen wie der Glaube, daß die Träume und Halluzinationen von Fieberkranken Aufschluß geben könnten über das jenseitige Leben. So sehr wir seine Treue, seinen Fleiß, sein praktisches Geschick, seinen Opfermut bewundern, — der Führer zu Christus,

wie ihn das deutsche Volk braucht, war er nicht. Wie seine geschichtlich wichtigste Tat, die Anbahnung der Verbindung der deutschen Kirche mit Rom, nur Bestand hatte, indem größere Männer als er, Pippin und Karl der Große, seine Arbeit aufnahmen, so bedurfte es eines heroischeren Mannes, um das deutsche Volk wahrhaft christlich zu machen. Als die Verbindung mit Rom zerbrochen wurde, fand das deutsche Volk ein viel größeres Gut, als Bonifatius je hätte ahnen können: die „Freiheit eines Christenmenschen".

Richard Hahn (H. Otto), Leipzig.

Inhalt der XIX. Reihe. Heft 217—228.

217. (1) **Die Wahrheit über die römische Moral.** Vortrag bei der Versammlung des Bayerischen Hauptvereins des Evang. Bundes, gehalten am 8. September 1903. Von Professor D. E. F. Karl Müller in Erlangen. 20 Pf.

218. (2) **Ist Religion Privatsache?** Ein Beitrag zur Würdigung der sozialdemokratischen Programmforderung. Vortrag, gehalten im Evang. Bunde zu Erfurt am 2. Februar 1904. Von Dr. phil. Gerhard Fischer, Pastor in Erfurt. 35 Pf.

219. (3) **Wie erhalten wir das geistige Erbe der Reformation in den Kämpfen der Gegenwart?** Vortrag, gehalten auf dem ersten Jahresfest des Evangelischen Bundes für Schleswig-Holstein am 2. Dezember 1903. Von Lic. theol. Otto Scheel, Privatdozenten an der Universität Kiel. 45 Pf.

220. (4) **Die Vertreibung der evangelischen Zillertaler.** Ein Vortrag. 45 Pf.

221. (5) **Von katholischer Marienverehrung.** Streiflichter zur Würdigung der fünfzigjährigen Jubelfeier des Dogmas von der „Unbefleckten Empfängnis". Von Paul Pollack, Pastor zu Groitzsch i. S. 60 Pf.

222. (6) **Der Evangelische Bund und die Politik.** Von Prediger Prof. D. Scholz in Berlin. 40 Pf.

223. (7) **Unsere Lage und unsere Aufgaben nach dem Fall von § 2 des Jesuitengesetzes.** Von Dr. Carl Fey. 35 Pf.

224/25. (8/9) **Die Marianischen Kongregationen.** Von E. Gebhardt, Pastor zu Wang. 1 Mk.

226. (10) **Das echte Lutherbild.** Von D. Dr. Paul Tschackert, ord. Professor der Theologie in Göttingen. 30 Pf.

227. (11) **Denifles Luther.** Von W. Nithack-Stahn, Pastor in Görlitz. 40 Pf.

228. (12) **Das römische Dogma von 1854.** Eine Jubiläumsbetrachtung von Dr. Ottmar Hegemann. 40 Pf.

Inhalt der XX. Reihe. Heft 229—240.

229. (1) **Luther und Tetzel.** Von M. Büttner, Pfarrer an St. Simeonis in Minden i. W. 45 Pf.

Richard Hahn (H. Otto), Leipzig.